

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd 6ten Straße, Ecke der Cherry Alley. B. C. H. m.'s Wirthshaus-Hofe gegenüber.

Jahrg. 7, ganze Num. 346.

Dienstag den 21. April, 1846.

Laufende Nummer 34.

Bedingungen. — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist Ein Thaler des Jahres, welcher in halbjährliche Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monat wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufforderungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterterschriften in dieser Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingekandt werden.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Die St. Hubertuskirche.

Auf einem alten halb verfallenen Jagdschlosse lebte ein junger Mann, Namens Mornau, fast abgeschlossen von den Menschen. Er stammte aus einem alten Geschlechte und sein Vater hatte ihm große Besitzungen hinterlassen, aber nach den Zerstörungen des dreißigjährigen Krieges war ihm nichts geblieben, als müde Ländereien, ein paar niedergebrannte Dörfer und Ruinen seines Stammschlosses. Der Fürst des Landes, in welchem seine Güter lagen, war erst seit Kurzem mit dem Erbprinzen zurückgekehrt, und bei dem besten Willen, fehlte es ihm an Mitteln, überall zu helfen, wo Hilfe nothig war. Mornau, der die letzten Feldzüge an der Seite des Erbprinzen mitgemacht und sich durch Muth, Klugheit und Treue ausgezeichnet hatte, konnte demungeachtet keine Anstellung erhalten. Der Erbprinz hing mit großer Liebe an ihm; dieses Verhältnis war aber dem Kanzler ungenehm, und er wußte beim alten Fürsten Argwohn gegen Mornau und selbst gegen den Prinzen zu erregen. Dieser rieth nun seinem Freunde selbst, sich zurück zu ziehen, und warf ihm einen unbedeutenden Gehalt aus. Mornau wählte zu seinem Wohnsitz ein altes Jagdschloß an der Grenze des Fürstenthums, das einzige noch bewohnbare Gebäude, welches ihm von mehreren Häusern und Schloßern seines Vaters geblieben. Hier lebte er einsam, doch nicht unglücklich, denn seine Bedürfnisse waren wenige, und er besaß Hülfsmittel genug in sich selbst, um die Plagen der Langeweile und die Anfälle des Trübnißes abzuwehren. Er beschäftigte sich häufig mit der Jagd, doch weniger aus Lust am Waidwerk, als weil er dabei frei athmete unter Gottes blauem Himmel, und die Natur in ihren mannichfachen Gestaltungen und in ihrem geheimnißvollen Leben und Wirken ihn so unwiderstehlich anzog. Die Sommer-Monate gingen ihm auf diese Weise vorüber, und schon verkündigten die einfachen Zeitlosen auf den Wiesen und die freundlichen Aestern in seinem kleinen Garten die Ankunft des Herbstes. Eines Abends strich er, in mancherlei Gedanken verloren, über die Grenze, und kam zu einem Hügel, auf welchem ein altes Kirchlein aus Tannen und Hainbuchen mit seinem gothischen Thurm hervorragte. Mornau war noch nie an diese Stelle gekommen und hatte noch nie von dieser Kirche etwas gehört. Neugierig bahnte er sich einen Weg durch das wild verwachsende Gestrüpp des Jagdbores, der Brombeerkäfen und Stechpalmen, und trat in die Kirche. Durch die gelben, blauen und rothen Fensterscheiben des Chors schimmerte die Abendsonne und warf ein zauberisches Licht auf das Bild des Hochaltars, welches den heiligen Hubertus, knieend vor der wunderbaren Erscheinung des Kreuzes, vorstellte. Die feierliche Stille umher und die magische Beleuchtung erregten sein Gemüth zur Behmuth und Andacht, und er wollte sich eben auf die Stufen des Altars niederlassen, als er das Klauschen eines Gewandes vernahm. Er wendete den Blick nach der Seite, wo das Geräusch herkam, und sah eine junge Dame von edler Gestalt in Trauer gekleidet, die sich von einem Grabmahl erhob, ihren Schleier fallen ließ und aus der Kirche ging. Mornau wußte nicht, was er von der Erscheinung denken sollte. Er ging zum Grab, welches folgende Inschrift hatte:

„Hier harit fröhlicher Urstedt, Ernst von Rothegg, der unter Bernhard, dem Tapfern Weimarer, rühmlich gefallen.“

Während Mornau diese Worte las, kam ein alter Klausner aus der Sakristei hervor. Eine schwere Zeit schien ihm Haupt- und Bart früh gebleicht zu haben, und seinem tiefgesenkten Antlitz war der lange Schmerz eines trüben Lebens sichtbar eingedrückt.

„Beizehst, sagte er zu Mornau, ich muß

die Kirche schließen.

Wie ihr wollt, guter Bruder, nur sagt mir erst, wessen ist dies Grabmahl?

Ihr könnt doch wohl lesen?

Die von Rothegg wohnen in der Nähe?

Ihre alte Burg liegt eine Viertelstunde von hier, ihr Geschlecht ist ausgestorben. — Bei diesen Worten drückte der Einsiedler die Rechte fast krampfhaft an seine Brust, als wollte er einen stechenden Schmerz zerdrücken.

Mornau schaute ihm gerührt ins bleiche gewordene Antlitz; dann hub er mit schüchternem Stimm an:

„Ich sah vorhin eine junge Dame bei diesem Graben beten. Ist sie vielleicht —“

„Nein, nein, unterbrach ihn der Klausner. — Geht und betet auch, damit der Herr Euer Herz vor schlimmer Neugier bewahre.“

Mornau hatte weder den Muth wieder zu fragen noch länger zu bleiben; er entfernte sich mit langsamen Schritten aus der Kirche und erschöpfte sich auf dem Heimwege in Muthmaßungen und Träumereien.

Am andern Morgen sprach ganz unerwartet der Erbprinz bei ihm ein.

Mornau äußerte seine Bewunderung über diesen Besuch, und der Prinz erzählte: er treibe sich seit ein paar Tagen auf der Jagd herum, habe sich über die Grenze verirrt und auf der alten Burg Rothegg eine Herberge gefunden. Die Bezahlung war freilich etwas theuer, setzte er halblächelnd hinzu, ich mußte mit meinem Herzen bezahlen.

Mornau bat um den Schlüssel zu diesem Räthsel, und erfuhr, daß auf Rothegg eine Frau von Sarnen lebe mit einer Enkelin, Marie von Sarnen, und dieses hoheliege Wesen sei das einzige unter allen Weibern des Erbdobens, die er je lieben könne und lieben werde.

Mornau dachte augenblicklich an die Erscheinung in der St. Hubertuskirche und sein Herz schlug etwas unruhig. Im Verlauf des Gesprächs erfuhr er, daß der alte Fürst dem Prinzen eine Heirath vorgeschlagen habe und ohne Zweifel sehr ernstlich darauf bestehen werde.

Und was gedenken Ew. Durchlaucht zu thun? fragte Mornau.

Was ich muß, entgegnete der Prinz, denn in der That bin ich willenlos. Marie von Sarnen ist ein edles Mädchen, und wenn nur meine Hand der Preis ihrer Liebe sein kann, so finde ich ihn eben nicht zu hoch.

Mornau erschrak ob dieser Rede, denn er kannte den Ungeßtim des Prinzen und den unbiegsamen Sinn des alten Fürsten.

Er sprach mit Wärme und tiefer Bewegung von den Folgen eines solchen Schrittes; allein der Prinz fertigte ihn kurz mit der Antwort ab: meine Elternmutter war auch nur eine Rittertochter, und bestand darauf, Mornau sollte ihn nach Rothegg hinüber begleiten, wo er sich auf den Mittag eingeladen habe.

Mornau fügte sich dem Wunsche des Prinzen, und die alte Frau von Sarnen empfing ihre Gäste nicht ohne sichtbare Verlegenheit. Marie erschien nicht bei Tische. Sie sei nwoh, sagte die Großmutter, allein der Prinz sowohl, als sein Begleiter, erriethen leicht den Grund des Vorgebens.

Beim Abschiede ergriff der Prie die Großfrau und drückte sie mit Wärme an sein Herz. Sie sollen bald erfahren, sagte er, daß ich Ihre Enkelin nicht nur liebe sondern auch ehre.

Mornau errieth nur zu wohl den Sinn dieser Rede, und auf dem Rückwege versuchte er noch ein Mal den Prinzen auf andere Gesinnungen zu bringen. Aber seine Bemühungen blieben fruchtlos. Der Prinz schüttelte lächelnd den Kopf, und als sie an einen Scheideweg kamen, reichte er seinem Begleiter die Hand mit den Worten: Auf baldiges Wiedersehen! und sprengte rechts in den Forst. Mornau sann lange nach, ob er kein Mittel finden möchte, das unglückliche Vorhaben des

Prinzen zu vereiteln; aber es zeigten sich von allen Seiten unübersteigliche Hindernisse oder ungewisse Folgen. Traurig langte er in seinem einsamen Walde an und brachte eine schlaflose Nacht hin.

Es trat jetzt eine stürmische Regenzeit ein und Mornau konnte mehrere Tage lang seine Wohnung nicht verlassen. Endlich klärte sich der Himmel wieder auf und sein erster Gang war nach der Hubertuskirche. Er wußte selbst nicht, was ihn dahin zog; es war in seiner Seele ein dunkles banges Ahnen. Er fand die Kirche verschlossen und setzte sich auf die Stufen am Eingange. Teht vernahm er in der Nähe ein Geräusch und erblickte durch das entblätterte Buschwerk einen jungen Mann, der sein Pferd am Zaume führte und den Weg verloren zu haben schien. Wohin geht der Weg nach Rothegg, fragte der Reiter einen Holzhauer, der eben durch den Wald ging. Mornau erkannte an der Stimme einen Jagdjunker vom Hofe seines Fürsten einen Neffen des Kanzlers. Diese Reife nach Rothegg kam ihm mehr als verdächtig vor, und er zweifelte keinen Augenblick, daß das Verhältnis des Prinzen verrathen sei, und der alte Fürst gewaltsame Maßregeln ergreifen werde.

Sein erster Gedanke war, das unschuldige Opfer einer thörichten Leidenschaft zu retten, und er beschloß des andern Tages nach Rothegg zu gehen und zu thun und zu rathen, was Klugheit ihm eingeben werde. Es war bereits Nacht, als er nach Hause kam — sein alter, treuer Diener überreichte ihm ein Handbriefflein, welches ein fremder Bote während Mornau's Abwesenheit überbracht hatte. Darin stand Folgendes:

„Der wackerere Mornau wird ersucht, sich diese Nacht mit dem Stockschlage zwölf in der St. Hubertuskirche einzufinden. Es gilt eine Ritterthat, und da läßt er gewiß nicht auf sich warten.“

Mornau las das Briefflein zwei und drei Mal, und wußte nicht, wie er das Geheimniß deuten sollte. Am wahrscheinlichsten dächte ihm, daß die Frauen auf Rothegg seines Rathes und seiner Hülf begehren, und um keinen Verdacht zu erregen, ihn zu so ungewöhnlicher Stunde an einen so ungewöhnlichen Ort beschicken hätten. Er säumte auch keinen Augenblick der Einladung Folge zu leisten, gürtete sein gutes Schwert um, und als die Glocke vom Thurme der Hubertuskirche Mitternacht verkündete, trat er ins Portal. Ringsum herrschte schauerliches Schweigen, kein Laut war zu hören, und die ewige Lampe warf einen zitternden Schimmer auf das dunkle Grabmahl des Ritters von Rothegg. Mornau stand eine Weile ohne Bewegung; da trat der alte Klausner vor ihn und sagte mit zitternder Stimme: um Gott und aller Heiligen willen beschwöre ich Euch zu thun, was von euch gefordert werden wird. Ihr selbst einen Engel und wendet von euch selbst schreckliche Gefahr ab. Mit diesen Worten verlor sich der Klausner hinter das Grabmahl und in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür der Sakristei — ein Knabe kam mit Licht und zündete die Kerzen auf dem Altare an. Gleich darauf folgte ein Priester, zu heiliger Handlung geleidet. Mornau war von all den seltsamen Erscheinungen ergriffen, allein sein Muth wankte nicht. Vier Gewaffnete mit blanken Säwerten traten zum Portal herein und winkten Mornau, ihnen zum Altare zu folgen. Er stützte einen Augenblick und zuckte unwillkürlich nach dem Griffe seines Schwertes; aber schnell faßte er neuen Muth, ließ das Schwert in der Scheide und folgte den Männern zum Altare. Vier andere Gewaffnete kamen aus der Sakristei hervor und in ihrer Mitte wankte eine verschleierte Jungfrau. Einer der Verkappeten führte sie an Mornau's Seite und sagte mit dumpfer Stimme: Ihr werdet Euch hier trauen lassen, oder Euer Leben ist dieser dunkeln Stunde

verfallen.

Wer will mich zwingen, rief Mornau und zog sein Schwert. Die Jungfrau stieß einen Schrei aus und rang die Hände. Da fiel der Schleier von ihrem Antlitz, und Mornau erkannte Marie von Sarnen, die er am Grabmahl gesehen. Bleich, bebend, fast besinnungslos stand die schöne Jungfrau da und lehnte sich auf Mornau. Einige Augenblicke herrschte Todtenstille. Da tönte vom Grabe her ein tiefes Ach! und Mornau gedachte des Klausners und seiner Worte. Ja, ich will Dich retten, du Fromme, Meine, rief er ernst, faßte die Hand der Jungfrau und wendete sich zum Priester mit den Worten: Ehrwürdiger Vater verriethet Euer Amt. [Schluß folgt.]

Sitten der Bambucaner.

Die Bambucaner in Afrika heirathen mehrere Weiber, je nachdem ihr Vermögen groß oder klein ist; doch braucht man eben nicht sehr begütert zu sein, um heirathen zu können; es ist hinreichend, wenn der Meger für seine Braut ein Tuch, ein Halsband, zwei Pataken, (spanische Piaster) und einen Korb voll Hirse, giebt. Um diesen gewöhnlichen Preis kann Jemand sogar eines Königs Tochter kaufen. Die Hochzeit bedarf keiner Feierlichkeiten, und man weiß sich dabei ohne Marabuts (Geistliche) gut zu behelfen. Das Wesentlichste ist die Uebereinstimmung der Parteien und das Heirathsgeheimniß. Sobald der Vertrag geschlossen, geht das Weib in die Hütte ihres Mannes, nimmt ein wenig Wasser, brugt sich und schüttet es ihrem Manne über die Füße, welche sie sodann wieder abtrocknet. Dieses kleine Zeichen von Unterwürfigkeit ist die einzige Spur von Ceremonie, die in Bambuk bei der Verehelichung üblich. Wer mehrere Frauen hat, muß auch mehrere abgeforderte Kammern haben, und damit die Eifersucht keinen Zwist unter ihnen stiftet, sorgt jede Frau nur für ihre eigenen Kinder. Sie lösen einander ab und jede Frau hat eine Woche, wo sie ihrem Manne das Essen zubereitet. Er ist zwar nicht mit ihnen, allein er besucht sie nach der Reihe, jede in ihrer Wohnung.

Es ist eine Klugheits-Regel der Männer, keiner ihrer Frauen den Vorzug einzuräumen. Wenn sie ihnen Geschenke machen, so theilen sie solche in gleiche Theile, und geben nie einer Frau, ohne zugleich den andern auch zu geben. Jede Frau genießt ihr Eigenthum für sich; die arbeitssamste ist die reichste; die geschickteste bei der Goldwäsche besitzt das meiste Gold, doch darf die Reiche keinen größeren Prunk damit machen, als die Andern; dieß giebt der Mann nicht zu; steht ihr aber frei, sich und ihre Kinder mit ihrer Habe gültlich zu thun.

Die Frauen und Mädchen in Bambuc ergeben sich dem Ersten, dem Besten; die Mädchen entheert nin solcher Umgang nicht. Die Untreue der Frauen fällt auf den Mann zurück, will er sie rächen, so kann er seine Frau verstoßen, jedoch muß er die Kinder behalten. Er darf auch im Kentabe (in der Versammlung) seine Klage anbringen, und die Versammlung pflegt dann zu beschließen, daß der Ehebrecher dem beleidigten Manne einen Ochsen bezahle oder zum Besten dieses Letztern ausgeplündert werden soll. Auf eine andre Art wird der Ehebruch nicht bestraft und diese Strafe hindert die Frau nicht, sogleich wieder einem andern und vielleicht weniger strengen Manne zu folgen.

Eine Teufelsbeschwörung.

Der Unfug einer solchen fand unlängst in der Nähe einer Residenzstadt in Deutschland statt. Ein altes Weib, das jedoch bereits den strafenden Händen der Gerechtigkeit überliefert wurde, war die Veranlassung dazu. Sie hatte sich einen dummen, verliebten Bauernjungen zum Opfer ihrer Betrügereien ausersehen. Unter den steten Versprechungen, daß er viel Geld und dadurch endlich auch seine Grette

bekommen werde, ließ er sich zu einer Teufelsbeschwörung gebrauchen. Er durfte 11 Tage hindurch nichts als Brod und Wasser genießen, durfte diese Zeit über sich niemals waschen und mußte die Nägel an Händen und Füßen ungestört wachsen lassen. Was aber schwieriger als dieses auszuführen, war, daß er 11 Nächte hindurch zwischen 12 und 1 Uhr auf eine verurtheilte Haide beim Dorfe zu gehen und folgende Ingebrändien mit sich zu nehmen hatte. Im Mund eine Hauswurzel, in der rechten Tasche eine todte Maus, in der linken einen todten Spahen, am Rücken das Fell v. einer frisch geschlachteten Kage und auf der Brust einen Hasenfuß. Sittend und bebend versorgte sich Hans mit all diesen Gegenständen und halb ohnmächtig betrat er in der ersten Nacht die Haide. Da ihm jedoch in dieser sowohl als in den folgenden nichts zu Leid geschah, so faßte er bald mehr und mehr Muth und trat in den spätern Nächten schon um vieles beherzter seinen Weg an. In der letzten Nacht war ihm zur Bedingung gemacht, sich 10 Thaler Silber zu verschaffen u. dieses Geld in der rechten Hand frei vor sich hinzuhalten, bis in die Mitte der Haide zu gehen und zu rufen: „Komm! Komm! — Komm!“ Wenn dann der Böse wirklich vor dir stehen wird sagte die Alte, so bleibe ruhig und sag' deutlich: „Nimm! Nimm! Nimm!“ und wenn er dann das Geld wirklich genommen hat, so bleib eine Weile still und sprich dann beherzt: „Gieb! Gieb! Gieb!“ und er wird dir dann geben mehr als du brauchst. Hans studirte sich alles wohl ein und ging zum 1ten Mal auf die Haide. Die Nacht war stürmisch und finstern und ihm pochte das Herz wieder gewaltig. Er brachte das „Komm, Komm, Komm!“ kaum über die Lippen, als schon eine hohe Gestalt vor ihm stand und ihm das Geld aus der Hand nahm. Statt dem „Nimm, Nimm, Nimm,“ und „Gieb, Gieb, Gieb!“ kam nichts weiter über seine Lippen, als ein unaufhörliches: „Au weh, au weh!“ welches sich verdoppelte, als die hohe Gestalt ihm mit kräftiger Hand ein paar tüchtige Ohrfeigen gab und mit tiefer Bassstimme rief: „Pack dich nach Haus, du dumme Kerl.“

Schreiend und heulend lief Hans, nach Hause, und langte nicht zu beruhigen und konnte erst spät zur Erzählung des Vorgefallenen hervoan werden.

Das Frühstück des Kaisers von China

Ein Schreiber der „Revue“ sagt, daß das Frühstück des Kaisers von China bestehe aus 22 Katties oder Pfund Fleisch wovon 6 Katties in Suppe sind: Schweinefett 1 Katty; 2 Schafe; 1 Hund; 2 Gullen: Milch von 60 Kühen; 1 Katty Butter und 76 Päckchen Thee. Die Kaiserin erhält nur 16 Katties Fleisch, wovon 10 Katties mit Gemüse gekocht werden; 6 Stück Geflügel; 6 Katten; 1 Ente; Milch von 25 Kühen; 10 Päckchen Thee, und 11 Krüge Springwasser.

A n e c d o t e. — Ein berühmter Banquier, welcher große Reiche besitzt, lieft in einem Berliner Blatte, daß jemand das Mittel entdeckt habe, durch Einstreuung eines bloßen Pulvers in jedem Teiche Forellen zu erzeugen. Das Pulver selbst kostete nur zwei Louisd'or, und es sei der Erfinder bereit, diese Summe sofort zurück zu erstatten, so fern das Mittel nicht von einem erwünschten Erfolge begleitet sei. Der berühmte Banquier, dem nach den Forellen bereits der Mund wässerte, hat nichts Siligeres zu thun, als einen Doppel-Louisd'or einzupacken, und sich die neue Entdeckung auszubitten. Nach einigen Tagen kommt der Louisd'or zurück mit folgenden Worten: „Es thut mir leid, Euer Wohlgeboren das Mittel nicht senden zu können. Die ganze Anzeige bestraf überhaupt nur eine Wette. Ich habe mit einem Freunde gewettet: man könne das unsinnigste Zeug drucken lassen, es fänden sich allezeit Geld, die es glaubten. Euer Wohlgeboren sind bereits der Sieben und Zwanzigste. — Hochachtungsvoll, &c.